



"ERINNERN FÜR DIE ZUKUNFT"



Arbeitshilfe für Gottesdienste und Andachten zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft Ausgesiedelter

**August/September 2011
10. oder 11. Sonntag nach Trinitatis**

Herausgebende:

Konferenz für Aussiedlerseelsorge in der EKD (KASS)
Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD)

Erinnern für die Zukunft

Vorwort:

Mit dieser Arbeitshilfe wollen wir anregen, im zeitlichen Umfeld des 28. August eines jeden Jahres - insbesondere in Gemeinden, in denen Ausgesiedelte leben - Gottesdienste zu halten, die Geschichte, Gegenwart und Zukunft ausgesiedelter Menschen zum Thema haben.

Damit nehmen die Konferenz für Aussiedlerseelsorge in der EKD (KASS) und die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) eine Anregung aus dem vergangenen Jahr auf. Am 28. August fand 60 Jahre nach dem Erlass des Dekrets zur Umsiedlung der Wolgadeutschen ein zentraler Gottesdienst in Berlin statt. Dieser Gottesdienst war dem Erinnern gewidmet. Diese Arbeitshilfe legt den Akzent stärker auf die Hoffnung auf Integration in guter Nachbarschaft Ausgesiedelter und Einheimischer.

Mit Zustimmung der Dezernate und Referate der Gliedkirchenleitungen der EKD für Aussiedlerseelsorge will die KASS gemeinsam mit der AMD eine solche Arbeitshilfe vorlegen. Obwohl vornehmlich für den Raum der EKD gedacht, wird diese Handreichung auch für katholische und freikirchliche Gemeinden Anregungen bieten können.

Die Arbeitshilfe wird flankiert durch einen gemeinsamen Aufruf der Beauftragten für Aussiedlerseelsorge der Evangelischen und Katholischen Kirche, der Baptisten und der Mennoniten.

Wer an weiterführenden Informationen zur Geschichte der Russlanddeutschen in den Jahren nach 1941 interessiert ist, findet diese in kurzer und verständlicher Weise in „*Erinnern für die Zukunft*“, 2. Auflage. Herausgegeben vom Ökumenisches Forum Marzahn und der Aussiedlerseelsorge in der EkiBB. Dieses Heft kann bei uns zum Preis von 1,70 € bestellt werden.

OKR'in Inken Richter-Rethwisch
Referat Aussiedlerseelsorge in der EKD

Inhalt

Einleitung

A) Allgemeine Materialien	S. 5
• Wort an die Gemeinden	S. 7
• Ralph Hennings: Zur Geschichte der Russlanddeutschen	S. 9-12
• Edgar Born: Hoffnungsbild	S. 13
• Inge Bühner: Meditation zu Psalm 73,	S. 15-16
B) Vorschläge für einen Gottesdienst oder eine Andacht	S. 17
Möglicher Ablauf eines Gottesdienstes	S. 19
Text-, Lied- und Bildvorschläge	S. 21-32
(Edgar Born, Inge Bühner, Almut Henze-Iber, Friederike Schulze, Marion Wiemann, Wolfgang Wild)	
C) Predigten im Entwurf	S. 33-44
• Bischof Wollenweber, Görlitz, zu Hebräer 10,	
• Pfarrerin Friederike Schulze, Berlin, zu Jeremia 29,11	
• Pfarrer Edgar Born, Hamm, zu Jesaja 12,16	
• Lied: „Gottes erstes Wort“	

A) Allgemeine Materialien

Für Kanzelabkündigungen, regionale Kirchenzeitungen, Gemeindebriefe.....

Wort an die Gemeinden: Aussiedlerinnen und Aussiedler

Du Gott, bleibst uns nahe und führst uns an deiner rechten Hand.

In Deutschland sind sie die „Russen“; in den Herkunftsländern sind sie die „deutschen Faschisten“.

Ausgesiedelte aus Mittelasien und Sibirien, aus Kasachstan und aus der Ukraine, Russland oder Georgien leben zwischen allen Stühlen. Sie wollen deutsch sein und sind es meist auch dem Pass nach. Aber Integration in Deutschland ist ein langer Weg auf der Suche nach neuer Identität. In diesem Prozess gute, hilfsbereite Nachbarn zu sein - dazu rufen wir die Kirchengemeinden in Deutschland auf.

In den Wirren des zweiten Weltkrieges wurden sie gewaltsam umgesiedelt. Ein symbolhaftes Datum ist dafür der 28. August, als 1941 das Dekret über die Vertreibung der Wolgadeutschen veröffentlicht wurde. Viele verloren ihr Leben. Sie verloren Heimat, Hab` und Gut. Die Nachkommen der Erlebengeneration verloren oft ihre Eltern, damit auch ihre deutsche Sprache und ihre deutsche Identität und mussten sich in fremder und feindlicher Umgebung zurechtfinden.

*Das Klagen mag oft näher sein als das Loben.
Aber Gott tröstet die armen Herzen und schenkt neue Hoffnung.*

Darum bitten wir die Gemeinden, im zeitlichen Umfeld des 28. August 2011 Gottesdienste oder Andachten mit Ausgesiedelten zu feiern.

Für die Evangelische Kirche in Deutschland

(Kirchenpräsident I.R. Helge Klassohn)

Für den Bund Freikirchlicher Gemeinden
- Baptisten -

(Pastor Viktor Krell)

Für die Deutschen Bischofskonferenz

(Weihbischof Reinhard Hauke)

Für die mennonitischen Gemeinden in Deutschland

(Hermann Heidebrecht)

Wo „deutsch“ oft „christlich“ hieß

von Ralph Hennings

Am 28. August 1941 ordnete der sowjetische Diktator Josef Stalin per Erlass die Auflösung der „Autonomen sozialistischen Republik der Wolgadeutschen“ an und deportierte ihre Bewohner überwiegend nach Kasachstan und Sibirien.

Ihre Vorfahren waren im 17. und 18. Jahrhundert vor allem von den russischen Zaren Peter I. (1672-1725) und Katharina II. (1729-1796) in ihr Reich geholt worden. Am Anfang waren es überwiegend Kaufleute, Handwerker und andere Fachleute, dann wurden vermehrt Bauern als Siedler für die Gebiete an der Wolga und in Südrussland angeworben. Dort entstanden blühende deutsche Dörfer und Städte mit einem lebendigen kirchlichen, meist lutherisch geprägten Leben.

Das Leiden für die Deutschen begann schon vor der kommunistischen Revolution 1917.

Bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert brachten die zunehmende Nationalisierung und Russifizierung des Zarenreiches die Deutschen in Russland in eine erste Bedrängnis. Zum ersten Mal wurde am 18.8.1914 verboten, Deutsch zu sprechen. Während des Ersten Weltkriegs wurde dann eine Viertelmillion Deutsche aus den westlichen Landesteilen – vor allem aus der Ukraine und Weißrussland – vertrieben. Die Revolution von 1917 verhinderte zunächst eine bereits beschlossene Ausweitung auf alle Deutschen in Russland. Entlarvenderweise trugen die vorbereiteten Erlasse der zaristischen Regierung offiziell die Bezeichnung „Liquidationsgesetze“

Kurze Blüte – lange Verfolgung

In den ersten Jahren der sowjetischen Herrschaft kam es sogar – neben vielen großen Schwierigkeiten – auch zu einer gewissen Spätblüte des Deutschtums durch die 1924 erfolgte Gründung der „Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“. Die Sowjets machten zunächst mit ihrem „Idealkommunismus“ und den darin enthaltenen basisdemokratischen Elementen ernst. Sie erlaubten relativ viel nationale Autonomie. Doch bald forderte die „Diktatur des Proletariats“ ihren Tribut. Die Wolgadeutschen wurden zwangsweise kollektiviert. Tausende deutsche Bauern widersetzten sich. Ihr Widerstand wurde von den Sowjets mit Waffengewalt gebrochen. Sie wurden erschossen oder verschleppt. Hinzu kam: Misswirtschaft verursachte in der gesamten Sowjetunion während der 20er Jahre mehrere große Hungersnöte, die auch in der Wolgarepublik zehntausende Opfer forderten.

Die Kirche wurde zerschlagen

Ende der 20er Jahre zerschlugen die Kommunisten dann – im Rahmen der ersten großen russlandweiten Kampagne – gezielt den noch bestehenden Rest der deutschen kirchlichen Organisationen. In Schauprozessen wurden Pfarrer verurteilt, Schulen geschlossen und Kirchen zerstört. Damit wurde einerseits das kirchliche Leben der Russlanddeutschen zerstört. Andererseits war diese Verfolgung eine Herausforderung an die tiefe persönliche Frömmigkeit der deutschstämmigen Siedler. Und das hat bei vielen zu einer festen Verbindung der Begriffe „Deutsch-Sein“ und „Christ-Sein“ geführt. Das ist ein Grund dafür, dass auch in den folgenden dunkelsten Jahren des kommunistischen Terrors – der stalinistischen „Säuberungen“ 1937/38 – der christliche Glaube und das Wissen um die deutsche Herkunft nicht zerstört wurden.

Das Kainsmal im Reisepass

Die wachsende antideutsche Stimmung in der UdSSR wurde in den 30er Jahren auf die Deutschen im eigenen Land übertragen. Seit 1932 – also vor Hitlers Machtantritt – war für sie die Angabe „deutsch“ im sowjetischen Inlandspass eingetragen. Das ermöglichte die systematische Erfassung aller Deutschen. Von 1934-1938 gingen der Geheimdienst und die Kommunistische Partei mit unglaublicher Härte und Gemeinheit gegen die Deutschen vor. Sie wurden der antisowjetischen Agitation, der Sabotage bzw. der Spionage bezichtigt oder als „Volksfeinde“, „sozial fremde“ und „moralisch korrupte Elemente“ aus der Partei ausgeschlossen, verbannt, zu Gefängnis und Strafearbeitslager verurteilt.

Die grausame Rache Stalins

Der Angriff auf die Sowjetunion am 22.6.1941 leitete schließlich eine neue Epoche in der Geschichte der Russlanddeutschen ein. Stalin nahm jetzt grausam Rache an den ihm wehrlos ausgelieferten Russlanddeutschen. Die Deportation der Deutschen war zunächst ein Terrorinstrument, gleichzeitig aber auch ein kriegsrelevanter Vorgang, denn jede Arbeitskraft zählte. Die Vertreibung begann auf der Krim am 20. August 1941, dann in der Wolgarepublik am 28. August 1941, danach in den übrigen Siedlungsgebieten. Allein vom 3.-20. September wurden 365.800 Personen deutscher Nationalität verbannt.

Ohne Vorbereitungszeit, ohne eine Möglichkeit zur Gegenwehr wurden die Familien auseinander gerissen, in Viehwaggons oder auf Schiffe verfrachtet und nach Kasachstan und Sibirien gebracht. Hunger, Krankheit und Durst forderten während der Transporte hohe Opfer. In den Verbannungsgebieten gab es keine vorbereiteten Unterkünfte. Die dort ansässigen Einwohner waren mit der Aufnahme der Deportierten völlig überfordert. Insgesamt wurden von 1941 bis 1943 etwa 700.000 Russlanddeutsche verschleppt. Diejenigen, die der Deportation zunächst entkamen, weil die deutsche Wehrmacht ihre Siedlungsgebiete vorher besetzt hatte, wurden nach dem Krieg zwangsumgesiedelt. Denn die Westalliierten bestätigten den Deportationserlass Stalins auf der Konferenz von Jalta 1943. Von der Deportation ausgenommen waren nur die Deutschen, die bereits im asiatischen Teil der Sowjetunion lebten. Sie wurden vor Ort interniert.

300.00 „Arbeitsklaven“ starben in Lagern

Zusätzlich erließ Stalin am 8. September 1941 den Befehl, dass die Deutschstämmigen aus der Roten Armee ausgestoßen und in Arbeitskolonnen ins Hinterland geschickt werden sollten. Diese ehemaligen Soldaten bildeten den Grundstock für die „Trudarmija! die sog. „Arbeitsarmee“. Zu diesem Grundstock kamen die Männer, die den Weg in die Deportation überlebten. Ab 1942 wurden auch die Frauen zwischen 16 und 45 Jahren zur Zwangsarbeit abkommandiert. Die „Arbeitsarmee“ bestand aus einem System von Lagern zur Zwangsarbeit. Mit Hilfe dieser aus Deutschen und anderen Deportierten bestehenden „Arbeitsarmee“ konnten sowohl die unwirtlichen Nordregionen der

Sowjetunion, als auch Mittelasien erschlossen werden. In den Lagern herrschten die gleichen Verhältnisse wie in den Straflagern des GULAG, das bedeutete: Es waren von der Außenwelt abgeschlossene Lager, in denen nahezu unerfüllbare Arbeitsleistungen bei geringster Verpflegung erbracht werden mussten. Die Unterbringung war unzumutbarer und es gab nur minimale ärztliche Versorgung. Die deutschen Arbeitsklaven trugen so dazu bei, dass die Sowjetunion schließlich Hitler besiegen konnte. Schätzungen gehen davon aus, dass die Zahl der Todesopfer bei etwa 30% lag. Daraus lässt sich ableiten, dass zwischen 1941 bis 1946 von den etwa 970.000 Deutschen, die von der Deportation erfasst waren, etwa 300.000 Personen ums Leben kamen.

Hier nennt man sie die „Russen“

Nach dem Sieg über Deutschland erging es den Deutschen in Russland zunächst nicht besser. Sie mussten bis 1956 an ihren Verbannungsorten bleiben und viele blieben noch jahrelang in den Arbeitslagern, zum Teil gemeinsam mit deutschen Kriegsgefangenen. Wer überlebte und seine Familie wiederfand, konnte wahrhaft aus vollem Herzen das Wort des Psalms nachsprechen: „Herr, führe mich aus dem Kerker, dass ich preise deinen Namen“ (Ps142,8). Doch das Preisen Gottes geschah nur im Geheimen, denn der Druck des Sowjetstaates auf Christen und Deutsche war noch lange nicht vorbei. Die Deutschen trugen ein unauslöschliches Stigma. Selbst wenn es ihnen verboten war, Deutsch zu reden, blieben sie erkennbar und wurden als „Fritzen“ oder „Faschisten“ beschimpft.

Bis heute zwischen den Stühlen

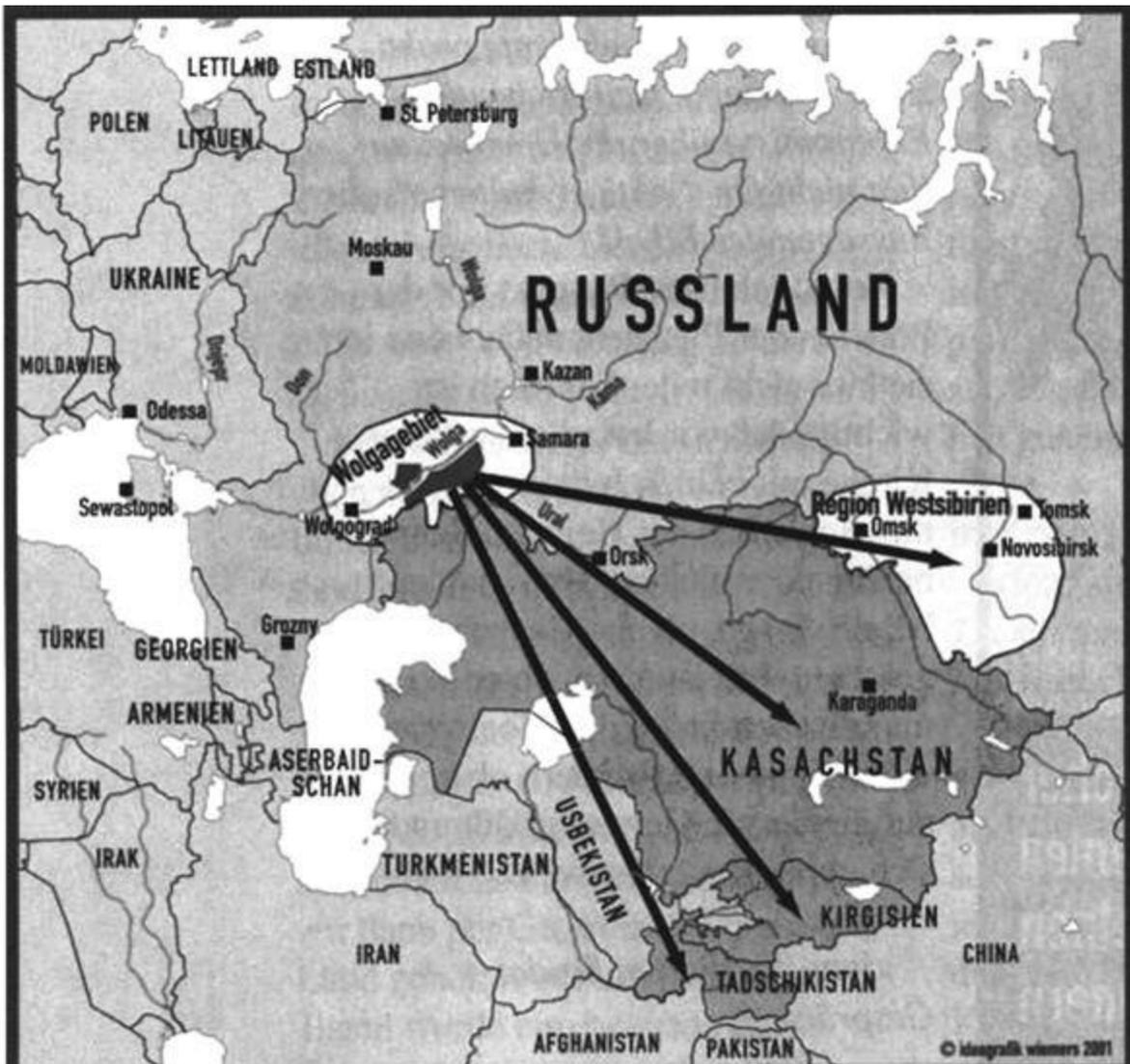
Bis heute leiden die Deutschen in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion unter Ausgrenzung und Fremdenhass. Sie erhielten erst durch die KSZE-Schlussakte von Helsinki (1976) eine Möglichkeit zur Auswanderung nach Deutschland. Durch die Schikanen der UdSSR gelang das aber nur wenigen. Für die meisten war das erst nach dem Ende der Sowjetherrschaft nach 1989 möglich. Da die Russlanddeutschen nicht in ihre alte Heimat an der Wolga oder in Südrussland zurückkehren durften, war inzwischen die Urheimat, Deutschland, zum Ziel der Sehnsucht nach einem Leben mit Glaubensfreiheit und als „Deutsche unter Deutschen“ geworden. Seitdem sind mehr als eine Million Aussiedler

in die Bundesrepublik zurückgekehrt. Sie leben hier und müssen nun erleben, dass ihre traditionellen kulturellen Prägungen nicht von allen Menschen geteilt werden. Zum Teil ist es das Festhalten an Tugenden wie Fleiß, Pünktlichkeit, Familiensinn, Ehrlichkeit und Sparsamkeit, das an den Spätaussiedlern auffällt. Nicht zuletzt ist es auch die konservativ-christliche Prägung vor allem der

älteren Russlanddeutschen, die in der säkularisierten Bundesrepublik auf Unverständnis stößt.

Besonders schmerzt es, wenn sie im Land ihrer Vorfahren als „Russen“ bezeichnet oder beschimpft werden.

Trotz des enormen Drucks, der in der Sowjetunion über drei Generationen lang auf sie ausgeübt wurde, sind sie das nie geworden.



Dr. Ralph Hennings ist Pfarrer und war der Aussiedlerbeauftragte der Oldenburgischen Kirche. Er wohnt mit seiner Familie in Oldenburg.

Edgar Born: Ein Hoffnungsbild aus Kasachstan
(am Ufer des Irtysh)
siehe auch Predigtentwurf Born S. 40



Meditation zu Psalm 73

(beispielsweise als Psalmgebet im Eingangsteil zu verwenden.)

Großer Gott!

Höre unser Gebet, wenn wir zu dir rufen:

Erbarme dich, Herr, erbarme dich unser.

Unsere Klage war uns näher als unser Loben.

Tränen und Leid machten unsere Lippen stumm.

Wir trauern um viel Verlorenes:

Eltern, Geschwister, Verwandte, Freunde, um unser ganzes Volk.

Wir trauern um unser Zuhause,

um das fremde Land, das für uns Heimat wurde.

Viel hast du, Gott, von uns verlangt.

Gewalt, Elend und Tod haben unser Leben dunkel gemacht.

Unsere Hoffnung wäre fast gestorben.

Dennoch!

Du Gott, bleibst uns nahe und führst uns an deiner rechten Hand.

Allein auf dich hören wir.

Wird unser Leben zu Ende sein, werden wir geborgen sein bei dir.

Bist du lebendig in uns, verlieren Angst und Not ihre Macht.

Wenn unsere Körper und Seelen schreien,

so bleibst du, Gott, doch ein Teil von uns.

Du tröstest unsere armen Herzen.

Du hast uns herausgeführt aus langem Leiden.

Du hast uns stark gemacht.

Du hast uns neue Hoffnung geschenkt.

Unsere Wunden wirst du heilen.

Du, Gott, bleibst bei uns alle Tage.

Darauf vertrauen wir.

Das wollen wir dankbar weitersagen.

Amen

Inge Bühner, Stuttgart

B) Vorschläge für einen Gottesdienst
oder eine Andacht

Möglicher Ablauf eines Gottesdienstes

Vorspiel

Begrüßung

Eingangsvotum

Lied

Eingangsgebet

Kyrie

Lesung oder „Zum Thema“

Lied

Lesung (evtl. Predigttext)

Glaubensbekenntnis

Lied

Ansprache / Predigt

Lied

Abkündigungen

Lied

Fürbitte

Schlussteil mit Segen

Lied

Nachspiel

Text-, Lied- und Bildvorschläge

Eingangsvotum

Wir sind zusammengekommen, um uns zu erinnern.

Wir gedenken der Geschichte unserer russlanddeutschen Schwestern und Brüder, ihres Schicksals im Jahr 1941 und den darauffolgenden Kriegsjahren. Sie wurden deportiert, sie waren der Willkür, der Kälte, dem Hunger, Krankheiten, ausgesetzt. Sie mussten in der Trudarmee unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit leisten. Fast ein Drittel der Deportierten, ungefähr 300.000 Menschen, kamen ums Leben.

Als Bürger der Bundesrepublik Deutschland können wir nicht von der Tatsache absehen, dass Hitlerdeutschland die Sowjetunion am 22. Juni 1941 überfallen hat.

Wir, die wir heute zusammengekommen sind, kommen aus Familien, die auf unterschiedliche Weise in das Geschehen des Jahres 1941 verflochten waren. Diese Geschichte lässt sich nicht rückgängig machen, sie lässt sich auch nicht „aufarbeiten“ und damit erledigen. Wir erinnern uns an unsere Geschichte, damit eine andere Geschichte möglich wird.

Wir erinnern uns vor Gott, weil wir darauf vertrauen, dass Gott unsere Klagen hört und Wege zeigt, die zur Versöhnung und zum Frieden führen.

Eingangsgebet

Herr, unser Gott,
wir sind gewiss, du bist bei uns in dieser Stunde.
Dank sei dir dafür.

Wir erfahren es immer wieder:
Wir erkennen deinen Willen nicht.
Und wenn wir ihn erkennen, folgen wir ihm nicht.
Darum nimm uns und unser Tun auf in deine barmherzige Güte
und vergib, wo wir gefehlt haben.

Zeige uns, was du von uns erwartest und wo du uns brauchst.
Hilf uns erkennen, was für die Menschen, an die du uns weist, hilfreich ist.
Lass uns gute Nachbarschaft üben zu den Menschen,
die nach Deutschland zuwandern und mit uns leben wollen.

Ermutige und stärke uns auf dem Weg der Nachfolge
bis hin zum letzten Tag, den du uns auf dieser Erde schenken wirst.

Amen.

Kyrie

(Gegebenenfalls durch lebende Zeitzeugen berichten lassen, statt dieser Vorschläge.)



Kyrie eleison. Kyrie eleison. Kyrie eleison. elb 2002

Kyrie eleison. Herr, erbarme dich. (s.o. oder EG 178.9 oder 178.12)

Die Menschen, deren Familien seit langer Zeit als Deutsche im russischen Reich und der späteren UdSSR lebten, waren auf tragische Weise verstrickt in das, was dort im 20. Jahrhundert geschah.

Dabei war und ist das Schicksal der Russland-Deutschen mit dem Schicksal aller Völker der ehemaligen UdSSR verbunden. Darum gedenken wir aller Opfer von Willkürherrschaft und Krieg. Ungezählt sind die Toten. Das Schicksal vieler Vermisster ist bis heute nicht aufgeklärt. Den Ort ihrer Bestattung kennt niemand.

Die Überlebenden tragen lebenslang an dem, was mit ihnen geschah. Die körperlichen Wunden sind vernarbt. Die seelischen Verletzungen können nur unter dem Vorzeichen von Versöhnung heilen.

Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

In den Jahren nach der Revolution setzte der „sogenannte rote Terror“ ein. Mit fadenscheinigen Begründungen und unbewiesenen Anschuldigungen wurden Menschen aller Nationalitäten verhaftet. Entweder wurden sie in Arbeitslager verbracht oder sofort erschossen.

Einer von ihnen war:



Johannes (Christianowitsch) Daudrich, geb. 1887 im Dorf Uslatopole, Gebiet Saporosnje, verheiratet mit Elisabeth Schauptert, hat in der Kolchose Karl-Marx als Landwirt gearbeitet und war aktives Mitglied der lutherischen Gemeinde. Das Ehepaar hatte 8 Kinder, drei starben schon früh. Der jüngste Sohn, Heinrich, war 6 Jahre alt, als vor seinen Augen der Vater am 22. Januar 1938 verhaftet wurde und für immer verschwand.

Im Oktober 1941 wurde Elisabeth Daudrich mit ihren fünf Kindern aus der Ukraine an den Ural in die Nähe von Swertlowsk deportiert. 1956 – nach der Aufhebung der Kommandantur - zog sie mit der Familie ihres jüngsten Sohnes Heinrich nach Akmolinsk in Kasachstan. Elisabeth Daudrich starb dort 1977 im Glauben, ihr Mann könne vielleicht noch leben.

Erst 1990 erfuhr die Familie, dass Johannes Daudrich schon wenige Wochen nach der Verhaftung zum Tode verurteilt und erschossen worden war. 1960 wurde das Todesurteil bestätigt, 30 Jahre später aufgehoben. Johannes Daudrich wurde posthum rehabilitiert.

Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR am 22. Juni 1941 kamen die in der UdSSR lebenden Deutschen zwischen die Fronten. Aus den von deutschen Truppen besetzten Gebieten gelangten ca. 250.000 zunächst ins Deutsche Reich. Nach dem Krieg wurden ca. 150.000 von den Alliierten an die UdSSR ausgeliefert.

Von Stalin wurden die Russland-Deutschen verdächtigt, Spione und Attentäter zu sein. Sie wurden zu Feinden der Sowjetmacht erklärt und aus ihren angestammten Siedlungsgebieten verbannt. Mit einem Beschluss des Obersten Sowjet vom 28. August 1941 begannen Massendeportationen in fern gelegene Gebiete im asiatischen Teil der UdSSR.

Die Väter wurden sofort von der Familie getrennt und in Lager gebracht. Später wurden alle männlichen Familienmitglieder ab 17 Jahre zur Zwangsarbeit in die Trudarmee rekrutiert. Viele starben in den Lagern an Hunger, Auszehrung, an Krankheiten, durch Folter oder durch Unfälle.

Einer davon war:



Johann Dorn, geb. 1926, war 1941 mit seiner Familie nach Dschambul in Kasachstan deportiert worden. Mit 17 Jahren wird er verhaftet und zur Zwangsarbeit in der Trudarmee im Gebiet Tscheljabinsk verurteilt. Im April 1942 – wenige Tage vor seinem 18. Geburtstag - verunglückt er im Kohleschacht tödlich. Eine Schwester und ein Bruder von Johann Dorn leben heute mit ihren Familien in Deutschland.

Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

Während des Krieges sind von den mehr als eine Millionen Russlanddeutschen etwa 300.000 umgekommen. Viele starben auf dem langen Weg der Deportation, am Hunger oder an Krankheiten in den neuen Siedlungsgebieten, oder an Auszehrung und körperlicher Vernichtung in den Arbeitslagern der Trudarmee.

Diejenigen, die man als Volksfeinde verhaftet hatte, mussten oft monatelang auf ein Urteil warten. Sie wurden wochenlang verhört und manchmal auch gefoltert. Einen Rechtsbeistand gewährte man ihnen nicht.

Frauen wurden mit dem Vorwurf Ehefrau eines Volksfeindes zu sein verhaftet und in entsprechende Lager gebracht.

Eine davon war:



Maria Iwanowna Frese, verheiratet mit Jakob Frese, wird im November 1941 als Ehefrau eines Volksfeindes inhaftiert und in ein entsprechendes Lager gebracht. Dort stirbt sie. Die Todesursache bleibt unbekannt. 1957 wird sie rehabilitiert. Ihren Mann Jakob Frese hatte man schon 1934 verhaftet und 1937 erschossen. 1965 wird Jakob Frese rehabilitiert. Ihr kleiner Sohn kommt zu Verwandten, die ihn wie einen eigenen Sohn aufziehen. Er lebt heute in Unna.

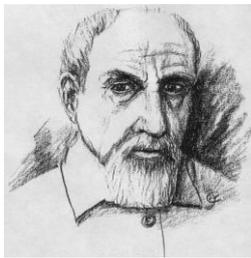
Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

Wir gedenken der umgekommenen Menschen und trauern, doch unser Leben steht im Zeichen der Hoffnung. Gott ist der Herr über Leben und Tod. Er wird die Opfer in sein Reich aufnehmen. Dessen sind wir gewiss. Gott ist in Jesus Christus selbst durch das Leiden gegangen und am dritten Tage auferstanden.

„Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Herrlichkeit ihren Kindern. Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ja, das Werk unserer Hände wolltest du fördern.“ (Psalm 90)

Kyrie eleison. Herr, erbarme dich.

Der Maler



Der Maler der Porträts, **Johannes Ettinger**, wurde am 28. März 1922 in Nikolaewka, Gebiet Omsk, geboren. Nach der Verhaftung des Vaters, **Iwan Ettinger** wurde seine Familie 1930 aus dem Elternhaus vertrieben. Wenige Monate später stirbt seine jüngste Schwester **Sara** wegen fehlender Nahrung und Medikamente.

Im Sommer 1933 siedelt die Mutter mit fünf Kindern nach Chibinagorsk ins Gebiet Murmansk. Am 5. August 1934 stirbt der Vater im Alter von 43 Jahren nach schwerer Arbeit am Bau des Belomorkanals (zwischen Leningrad und Murmansk) an Herzversagen.

Johannes wird mit 13 Jahren Bauarbeiter. Im Jahr 1938 kommt seine älteste Schwester **Olga** bei einem Grubenunglück um, seine Onkel **Benjamin Ettinger** und **Heinrich Rode** werden erschossen.

1940 siedelt die Familie nach Dschambul in Kasachstan um, von dort werden sie im September 1941 deportiert. Anfang 1942 wird der 19-jährige Johannes Ettinger in die Trudarmee rekrutiert. Im April 1943 kann er zunächst fliehen, wird aber nach einem halben Jahr wieder eingezogen.

In der Trudarmee lernt er **Maria-Alexandra Berber** (eigentlich Weber) kennen, die er im November 1945 heiratet. Aus der Ehe gehen drei Töchter und ein Sohn hervor.

Anfang 1951 wird Johannes Ettinger erneut verhaftet und zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach 4 Jahren wird er rehabilitiert und entlassen.

Von 1955 bis 1959 besucht er die Abendschule des Bergtechnikums in Karpinsk und schließt ein zweijähriges Ingenieurstudium in Moskau an. 1962 beginnt er mit seiner Arbeit bei einer Firma in Kurgan.

1974 kann er seiner malerischen Begabung nachgehen und fünf Jahre an der Moskauer Kunstuniversität studieren. Nach dem Studium arbeitet er wieder in Kurgan und wird 1982 pensioniert. 1984 stirbt seine Ehefrau. Im Januar 2000 siedelt er mit zwei Töchtern und drei Enkelkindern nach Deutschland aus. Johannes Ettinger starb 2011 in Unna.

Weitere Porträts und dazugehörige Biografien sowie ein vierstimmiges Kyrie können vom Autor des Kyrie abgefragt werden bei:

Pfarrer Edgar L. Born, Dr.-Loeb-Caldenhof-Str. 5, 59069 Hamm, Fax. 0 23 81/95 35 73 oder E-Mail: Born-Hamm@t-online.de

„Zum Thema“ (eventuell an Stelle einer Lesung)

Am 22. Juni 1941 annullierte Adolf Hitler den mit Stalin vereinbarten Nichtangriffspakt und überfiel die Sowjetunion.

Mit dem Vordringen deutscher Truppen an die Wolga begannen die Vorbereitungen zur Auflösung der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen und der Deportation der Russlanddeutschen auch aus dem weiteren europäischen Teil der UdSSR. Die sowjetischen Organe befürchteten eine Zusammenarbeit der Bevölkerung in den deutschen Siedlungsgebieten mit den deutschen Truppen.

Am 28. August 1941 erfolgte der 'Erlass des Obersten Sowjets der UdSSR über die Übersiedlung der Deutschen, die in den Wolgagebieten wohnen'.

Dieser Erlass bildete die Grundlage für die innerhalb weniger Wochen im September 1941 durchgeführte Deportation von fast 400 000 Wolgadeutschen nach Mittelasien und Sibirien.

In dem Erlass heißt es:

„Laut genauen Angaben, die die Militärbehörden erhalten haben, befinden sich unter der in den Wolga-Rayons lebenden deutschen Bevölkerung Tausende und Abertausende von Diversanten und Spione, die nach einem aus Deutschland gegebenen Signal Sprenganschläge in den von den Wolgadeutschen besiedelten Rayons hervorrufen sollen.

Über das Vorhandensein einer solch großen Anzahl von Diversanten und Spionen unter den Wolgadeutschen hat keiner der Deutschen, die in den Wolga-Rayons wohnen, die Sowjetbehörden in Kenntnis gesetzt.

Folglich verbirgt die deutsche Bevölkerung der Wolga-Rayons in ihrer Mitte Feinde des Sowjetvolkes und der Sowjetmacht.

Zwecks Vorbeugung dieser unerwünschten Erscheinungen und um ernsthaftes Blutvergießen zu verhindern, hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR es für notwendig gefunden, die gesamte deutsche Bevölkerung, die in den Wolga-Rayons ansässig ist, in andere Rayons umzusiedeln.“

Nicht nur die Wolgadeutschen waren von dem Erlass betroffen.

Gleichzeitig mit ihnen wurden noch etwa 80 000 Deutsche aus anderen Gebieten des europäischen Teil Russlands und ab Mitte Oktober 1941 auch ca. 25 000 Deutsche aus Georgien und Aserbeidschan deportiert.

Etwa 100 000 Deutsche aus der Ukraine östlich des Dnjepr und 35 000 Deutsche von der Halbinsel Krim waren zum Teil schon vor dem 28. August 1941 zwangsweise umgesiedelt worden.

In den Jahren 1942 bis 1944 kam es zu einer **zweiten** Phase der Deportation, von der etwa 50 000 Deutsche aus dem Gebiet um Leningrad, dem Südkaukasus und aus kleineren Siedlungsgebieten betroffen waren.

Zu einer **dritten** Phase von Deportationen kam es mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Etwa 200 000 Russlanddeutsche, die meist aus der Ukraine stammten, wurden im Warthegau und in der sowjetischen Besatzungszone von den sowjetischen Truppen

eingesammelt und in die Zwangsarbeiterlager und Sondersiedlungen Mittelasiens und Sibiriens abtransportiert.

Von dieser Deportation war auch etwa die Hälfte jener Russlanddeutschen betroffen, die sich bei Kriegsende in den westlichen Besatzungszonen befanden und von den Westalliierten an die Sowjetunion ausgeliefert wurden.

Der Erlass des Obersten Sowjets zur Deportation der Wolgadeutschen war die entscheidende Grundlage zur Deportation aller eben genannten Russlanddeutschen, also nicht nur der Wolgadeutschen. Es war der Beginn unvorstellbaren Leidens während und nach der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Die Deutschen wurden in die unwirtlichsten und kältesten Gegenden Sibiriens und Mittelasiens deportiert. Sie kamen in spezielle Verbannungsorte und wurde unter die Aufsicht einer Kommandantur gestellt. In diesen Orten mussten sie sich in den meisten Fällen erst einmal Lebensbedingungen, wie z.B. ein Dach über dem Kopf, schaffen. Im ersten Winter waren das zumeist Erdhöhlen.

Alle arbeitsfähigen Männer zwischen 17 und 50 Jahren, alle Frauen mit Ausnahme derer, die Säuglinge zu versorgen hatten, wurden zur Arbeitsarmee, der „Trudarmee“ eingezogen. Dort wurden sie unter unsagbaren Bedingungen beim Bau von Industrieanlagen, Bahnlinien, Straßen und Kanälen und vor allem im Bergbau eingesetzt. Unzählige Menschen sind dabei umgekommen: durch Hunger, Kälte, Krankheit, Willkür und die Schwerstarbeit. Keine Familie ist davon verschont worden.

Die Deutschen lebten in Sondersiedlungen bis 1956. Dann ermöglichte ihnen ein erneuter Erlass, die Verbannungsorte zu verlassen. Allerdings durften sie nicht in ihre einstigen Heimatorte zurückkehren.

Viele zogen daraufhin in wärmere Gegenden der Sowjetunion, vor allem Kasachstans, wo sie wieder ganz von vorne anfangen mussten.

Die Deutschen hatten über viele Jahrzehnte weiterhin Nachteile zu erleiden. Sie blieben Vertriebene, behaftet mit dem Makel, Angehörige des besiegten Feindstaates zu sein.

Es wurde ihnen verboten, deutsch zu sprechen und die deutsche Sprache an die Kinder weiter zu geben sowie eigenes Brauchtum und den eigenen Glauben zu leben.

Im Laufe der Jahrzehnte wuchsen die Deutschen mehr und mehr in das sowjetische System hinein, absolvierten das sowjetische Bildungssystem und verheirateten sich nicht selten mit Russen und Angehörigen anderer Nationalitäten. So gibt es nun in vielen russlanddeutschen Familien gemischtnationale Ehen.

Trotzdem sind die Deutschen bis zuletzt als Deutsche angesehen worden. Das war im Pass nachlesbar. Sie hatten häufig mit dem Vorwurf 'Faschisten' zu kämpfen und waren besonders in der beruflichen Weiterbildung bis zum Schluss benachteiligt.

Die Auswirkungen des zweiten Weltkrieges sind in vielen Familien bis heute zu spüren und vielfach Anlass für die Auswanderung vieler Russlanddeutscher nach Deutschland.

*Marion Wiemann
Almut Henze-Iber*

Hoffnung für Osteuropa

Wer in Osteuropa reist, kann die Veränderungen seit 1989 deutlich erleben. Die sozialen Unterschiede werden krasser. Zugleich haben die Kirchen neue missionarische und soziale Möglichkeiten. „Hoffnung für Osteuropa“, eine Hilfsaktion der evangelischen Kirchen, will darauf aufmerksam machen und finanzielle Hilfen in Deutschland erbitten.

In Zusammenarbeit mit kirchlichen Partnern vor Ort in Rumänien oder Tschechien, in Litauen, Russland oder der Ukraine werden Hilfsprojekte gefördert. Einrichtungen für Straßenkinder, Kinder- und Jugendbegegnungsstätten, Diakonie- und Sozialstationen werden unterstützt. Aber auch kirchliche Gemeindegarbeit wird einbezogen.

„Hoffnung für Osteuropa“ will Hilfe zur Selbsthilfe leisten, die dazu beiträgt, dass in Zeiten radikalen Umbruchs Menschen und Gemeinden in Mittel- und Osteuropa auf eigenen Füßen stehen können.

Auskünfte:

- Hoffnung für Osteuropa, Diakonisches Werk der EKD, Staffenbergstr. 76, 70184 Stuttgart, Tel. 07 11/21 59-0, Fax. 07 11/21 59-3 86
- Informations- und Kontaktstelle Osteuropa (IKOE) im Kirchenamt der EKD, Postfach 21 02 20, 30402 Hannover, Tel. 05 11/27 96-0, Fax. 05 11/27 96-7 17
- www.hoffnung-fuer-osteuropa.de
- Spendenkonto: 10111, Bank für Kirche und Diakonie, BLZ 350 601 90

Fürbittengebet

Gott, du Quelle des Lebens, an dich wenden wir uns mit allem, was uns bewegt, mit unserer Trauer, mit unserem Dank und unserer Hoffnung. Wir bitten dich:

Alle: Hilf uns, in Frieden zu leben.

Gott, du weißt um uns Menschen und die Unmenschlichkeit, die Krieg und Unterdrückung hervorbringen können.

Du kennst all das Elend, das die Frauen, Männer und Kinder erleiden mussten und das Menschen unter Gewalt und Krieg immer wieder erleiden.

Hilf uns, mit diesen Erinnerungen behutsam umzugehen.

Dass Trauer gelebt werden kann und nicht in Hass und Verbitterung erstarrt.

Hilf uns, aus der Vergangenheit zu lernen, damit wir unsere Gegenwart und Zukunft in deinem Sinne gestalten können.

Gemeinsam bitten wir:

Alle: Hilf uns, in Frieden zu leben.

Gott, wir danken dir für jedes bewahrte Leben. Für jede Geste der Menschlichkeit, die damals Leben gestärkt und gerettet hat.

Wir bitten dich: Hilf uns, in unserer Zeit Leben zu stärken und zu bewahren. Dass wir auf Menschen achten, deren Leben bedroht ist.

Wir denken an Asylbewerber, Obdachlose, behinderte Menschen.

Wir denken an Menschen, die den Lebensmut verloren haben.

Wir denken an Menschen, die neu in unser Land kommen.

Verhindere, dass sich unsere Herzen in Kälte und Überheblichkeit verschließen.

Gemeinsam bitten wir:

Alle: Hilf uns, in Frieden zu leben.

Gott, du hast uns Gedanken des Friedens verheißen.

Wir bitten dich:

Hilf uns, unseren Beitrag zu einem friedlichen Miteinander zu leisten:

in unseren Familien,

in unseren Schulen,

in unserer Nachbarschaft,

an unserem Arbeitsplatz,

zwischen Menschen unterschiedlicher Sprachen und Kulturen, zwischen Völkern und Nationen.

Ermutige uns, aufeinander zuzugehen und voneinander zu erfahren.

Gemeinsam bitten wir dich:

Alle: Hilf uns, in Frieden zu leben.

Gott, du hast uns deine Gemeinschaft, die Kirche, geschenkt.

Lass unsere Kirchengemeinde zu einem Ort werden, an dem wir einander wahrnehmen und annehmen, wie wir sind: mit unseren unterschiedlichen Lebensläufen, mit unseren Ängsten und Hoffnungen. Schenke uns Geduld und einen langen Atem miteinander.

Alle: Hilf uns, in Frieden zu leben.

Gott, wir danken dir für die Freiheit, in der wir leben.

Wir danken dir für das tägliche Brot, das wir reichlich haben.

Wir danken dir für das Evangelium, das wir hören dürfen.

Wir danken dir für die vielen Möglichkeiten, unser Leben zu gestalten.

In deinem Sinne wollen wir leben.

Gemeinsam beten wir, wie Jesus Christus uns gelehrt hat:

Vater unser

oder:

Dies bitten wir im Namen unseres Herrn Jesus Christus.

Amen

Almut Henze-Iber

Liedvorschläge

EG 425 Er weckt mich alle Morgen

EG 623 Die Erde ist des Herrn (auch als Kanon: EG 624)

EG 171 Bewahre uns Gott

EG 398 In dir ist Freude

EG 395 Vertraut den neuen Wegen

EG 365 Von Gott will ich nicht lassen

Gottes erstes Wort (siehe Folgeseite)

Sollte ein Chor den Gottesdienst mitgestalten, bietet es sich an die Schütz-Motette zu singen: Herr, wenn ich nur dich habe.

In der Andacht könnte man dazu die CD einspielen.

Bezugsquellen für weitere Liedtexte:

*Beim Kirchenamt der EKD kann kostenlos bezogen werden das Liederheft:
"Geborgen bei Gott für alle Zeit."*

*Die Kirchliche Gemeinschaft der Ev.-Luth. Deutschen aus Russland e.V.,
Am Haintor 13, 37242 Bad Sooden-Allendorf, Tel. 0 56 52/41 35:*

*hat ein Liederbuch herausgegeben:
"Geistlicher Liederschatz" (1300 Lieder)*

Preis: 8,- €

Dazu ist auch eine Notenausgabe erschienen.

Band 1 und 2

Preis: 29,- €

C) Predigten im Entwurf

Predigt zu Hebr. 10, 23.32.33

(gehalten am 28. August 2001 in Berlin, Friedrichstadtkirche)

"Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat.

Gedenkt aber der früheren Tage, an denen ihr ... erduldet habt einen großen Kampf des Leides, indem ihr zum Teil selbst durch Schmähungen und Bedrängnisse zum Schauspiel geworden seid, zum Teil Gemeinschaft hattet mit denen, welchen es so erging."

Liebe Schwestern und Brüder in Jesus Christus,

die Ängste und Nöte der Deportation kann man nicht vergessen. So ist es! Hoffentlich kann man zugleich die Treue Gottes bekennen, die uns Menschen nie allein lässt.

„Gedenkt der früheren Tage!“ - so heißt es im Hebräerbrief. Warum sollen wir uns erinnern, was damals vor 60 Jahren seinen Höhepunkt in einem Dokument des Obersten Sowjet fand? Klare Antwort: Weil Gott sich unserer erinnert. Gott hat uns nicht vergessen und wird uns nicht vergessen. Gottes Erinnern macht unser Leben erst sinnvoll.

Gott denkt immer wieder an den Bund, den er mit den Menschen geschlossen hat; Gott erinnert sich an seine Gnade und Barmherzigkeit; Gott sah an - so heißt es in einem Psalm - „ihre Drangsal, er erinnerte sich an seinen Bund zum Heil der Menschen und ließ sich gereuen nach seiner großen Güte; er ließ sie Erbarmen finden.“ (Psalm 106, 44 ff.) So zielt das Erinnern Gottes auf unser Leben, aus dem Neues werden soll.

Die Treue Gottes zu seinem Bundesschluss mit uns Menschen ist mit dem Kreuz Christi nochmals besiegelt worden und bedeutet zugleich die Voraussetzung für Gottes Schritte mit uns in die Zukunft.

„Gedenket der früheren Tage“ - also verschweigen wir nicht die damalige Zeit, damit einerseits andere Menschen unsere Haltung verstehen können und weil andererseits Gott unser Klagen und Weinen aufnimmt.

Schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden im Zuge der „Entkulakisierung und Kollektivierung“ in der Sowjetunion unter Stalin etwa 50.000 Bauern aus dem Wolgagebiet nach Zentralasien deportiert. Im sogenannten „Kampf gegen die Volksfeinde“ wurden 1937/38 in deutschen Dörfern Massenverhaftungen und Vernichtungsmaßnahmen durchgeführt, denen schätzungsweise 55.000 Deutsche zum Opfer fielen, die bis heute als verschollen gelten.

Der von Hitler befohlene Angriff auf die Sowjetunion 1941 ermöglichte Stalin eine gezielte Verfolgung von Angehörigen deutscher Nationalität. Auch wenn der Erlass des Obersten Sowjet das Datum vom 28. August 1941 trägt, so dauerte die Deportation der deutschen Bevölkerung von Juli bis Oktober 1941; zuerst waren die Deutschen auf der Krim betroffen, dann die in der Wolgarepublik und dann in Teilen der Ukraine und im Kaukasus.

Die Menschen wurden nach Mittelasien und Sibirien verschleppt, das heißt östlich des Urals. Ihre Rechtslage glich der von Strafgefangenen, und sie arbeiteten in Zwangsarbeiterlagern - zum Teil hinter Stacheldraht.

Unvorstellbar, was sich in den tagelangen Massentransporten zusammengefercht in Güterwaggons - an Leid und Hunger und Sterben ereignete. Unbeschreibbar und zugleich für die Überlebenden unvergesslich diese Kreuzesnachfolge. Männer und Frauen haben 12 - 14 Stunden in der sogenannten „Trudarmee“ Schwerstarbeit leisten müssen; Hunger, Erschöpfung und Tod waren in diesen „Arbeitsarmeen“ an der Tagesordnung. Angehörige erhielten niemals eine Nachricht.

Ein Dekret des Obersten Sowjet von 1948 bestimmte, dass die über 1,1 Millionen in Gebiete östlich des Urals deportierten Deutschen „auf ewige Zeiten“ in die Deportationsorte eingewiesen sind. Sie durften diese Orte nicht verlassen. Erst im Dezember 1955 nach dem Besuch Adenauers in Moskau erließ das Präsidium des Obersten Sowjet ein Dekret, wonach die erniedrigende Kommandanturaufsicht und Zwangsarbeit aufgehoben wurden.

Deutsche in Kasachstan, Georgien, Kirgisien und anderen Staaten hatten ihre deutsche Identität nicht aufgegeben; sie waren als „Deutsche“ in diesen Staaten Fremde im Ausland geblieben. Nun kommen sie nach dem komplizierten Aufnahmeverfahren als Spätaussiedler nach Deutschland, in ihre deutsche Heimat, und machen die erschreckende Erfahrung, dass sie wieder Fremde sind: wegen ihrer Sprachschwierigkeiten und ihrer alten Wertevorstellungen und Lebensgewohnheiten werden sie von den Deutschen als „Russen“ bezeichnet.

Wo ist der neue Ort des Lebens, an dem man mit Freuden Gott loben kann? Neben der Erinnerung an frühere Tage steht das Festhalten an dem Bekenntnis zur Hoffnung.

Selbst wo das Scheitern des Erinnerns und die Unfassbarkeit des Geschehens bekannt geworden ist oder bekannt wird - wenn einfach Worte fehlen und Tränen alles ausdrücken -, da öffnen sich für Christen Wege und Zeichen im Blick auf das Kreuz Christi. Denn dieses Kreuz ist das Symbol des menschlichen Scheiterns ebenso wie Symbol des göttlichen Sieges über das Scheitern. Beides ist der Grund unserer Lebenshoffnung.

Gottes Bund mit uns Menschen hat eine neue Dimension erhalten: Auch der Tod, das Leid, das Heimweh, kann uns nicht trennen von der Liebe und Barmherzigkeit unseres Gottes. Über allem steht für Christen das Festhalten an der Hoffnung. Wir alle sind noch längst nicht im gelobten Land, aber hoffen darauf!

Wir glauben und bekennen in aller Vielfältigkeit, dass die Unmenschlichkeiten, die wir erfahren haben, im göttlichen Buch des Lebens aufgeschrieben stehen. Wir brauchen nicht zu urteilen oder zu verurteilen. Die Botschaft Jesu Christi bringt uns die Gewissheit, dass das Gericht gut aufgehoben in Gottes Hand liegt.

Wir selbst gedenken lieber fürbittend der vielen Opfer in Verbindung mit diesem 60. Jahrestag des Dekretes des Obersten Sowjet. Dabei können wir nur schmerzlich daran denken, dass die Alliierten sogar 1945 auf der Konferenz von Jalta das Dekret von 1941 bestätigt haben. Wir heute halten besser weiterhin fest an dem Bekenntnis der Hoffnung auf das ewige Leben bei Gott; denn dieser Herr über Leben und Tod bleibt liebend und treu in unserer Nähe.

Amen

Bischof Klaus Wollenweber, Görlitz

Predigtsskizze zu Jer. 29

Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.

Jer. 29

1. Wer sich erinnert, gibt seinem Leben Bedeutung. Wer sich erinnert, stellt das eigene Leben in einen Zusammenhang, entdeckt, in welche Geschichte er oder sie verwoben ist, welche Geschichte er oder sie mit geprägt hat, was gut und schlecht war, was jemand getan hat, was versäumt worden ist. Wer sich erinnert, tut das auch mit Blick in die Zukunft: Gutes soll bewahrt und aufgehoben werden, Schlimmes soll sich nicht wiederholen, aus Fehlern kann gelernt, Schuld vergeben werden.

Wenn wir uns an die Geschichte der Deutschen in Russland erinnern, dann zeigt sich: Die politische und die persönliche Geschichte, die deutsche und die russische Geschichte sind ineinander verwoben. Geschichte hat einen langen Atem. Vergangenheit ist nicht vergangen, sie wirkt heute und morgen weiter.

Die Geschichte der Deutschen in Russland ist bunt und vielfältig. Sie haben ihr Leben selbständig gestaltet und über ihre Geschichte entschieden, sie hatten Privilegien und sie waren Opfer.

Sie haben ihre eigenen Traditionen, ihre Kultur und Sprache entwickelt. Wer sich erinnert, kann Traditionen weiterführen, Kultur und Sprache pflegen und gestalten. Wer sich erinnert, kann sich aber auch bewusst für einen Neuanfang entscheiden.

Uns „alten Deutschen“ hilft die Erinnerung, die „neuen Deutschen“ zu verstehen. Wir wissen noch immer zu wenig voneinander, oft ist unser Wissen von Klischees und Vorurteilen geprägt. Wenn wir aber eine gemeinsame Zukunft wollen - und die wollen wir -, dann müssen wir die Geschichte und die Geschichten unserer Mitmenschen und Mitchristen kennenlernen.

2. Als Christen und Christinnen erinnern wir uns unserer menschliche Geschichte unter der Perspektive, die Gott unserer Geschichte gibt. Und die lautet: Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.

Aus dem Mund des Propheten Jeremia lässt Gott das seinem Volk sagen, dem alten Volk Israel, das in der Verbannung in Babylonien leben muss. Aus menschlichem Mund spricht Gott zu Menschen, die keinen Anlass zur Hoffnung haben und kaum glauben können, dass es für sie eine Zukunft gibt. Nach kriegerischen Auseinandersetzungen hat die Großmacht Babylonien das kleine Restreich Juda eines einst großen Israel zerschlagen und einflussreiche Teile des Volkes Israel nach Babylon deportiert. Dort standen sie unter Aufsicht, sie mussten Zwangsarbeit leisten, sie mussten ums Überleben kämpfen. Sie mussten einen Weg finden zwischen Anpassung und Isolation.

Jeremia schreibt ihnen einen Brief: Im Namen Gottes sagt er ihnen: Gott hat Gedanken des Friedens und nicht des Leides für Euch. Er gibt Euch Zukunft und Hoffnung.

Diese Worte gelten zunächst dem jüdischen Volk, dem alten Volk Gottes, das Gott sich in Abraham erwählt hat und das ein Segen für alle Völker sein soll. Es hat in der Tat erfahren, dass Gott seine Zusage hält, immer wieder durch die Geschichte hindurch. Seine Gefangenschaften hatten ein Ende, immer wieder, auch wenn seine Freiheit immer wieder gefährdet war, verspielt und unterdrückt wurde.

Die Zusage Gottes gilt seit Jesus dem erweiterten Volk Gottes, denen, die sich auf diese Zusage einlassen, also auch uns, Spätaussiedlern und „Einheimischen“. Gott will unsere Gefangenschaften beenden. Er will Frieden, er will Heil, er will Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Menschlichkeit. Das alte Testament fasst alle diese Worte in einem Begriff zusammen:

Schalom. Jesus hat den Schalom gelebt, sein Tod am Kreuz und seine Auferstehung bekräftigen den Schalom, den Gott den Menschen zugesagt hat und immer wieder zusagt.

3. Erinnerung ist freilich nicht eindeutig. Wer sich mit der Geschichte und Gegenwart der Deutschen in Russland und in der Sowjetunion beschäftigt, sieht nicht unbedingt Frieden, Barmherzigkeit, sondern auch viel Leid. Sie haben Anlass zum Klagen und Trauern, sie dürfen klagen und trauern. Gott sieht die Tränen und hört die Schreie von Menschen.

Als einer, der die Leiden seines Volkes geteilt hat und von Teilen seines Volkes gehasst und verfolgt wurde, hat der Prophet Jeremia selbst geklagt und geschrien. Trotzdem verlässt er sich auf Gottes Zusage. Durch seinen Mund lässt Gott seinem Volk sagen: Wenn Ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.

Manchmal scheint es, als sei Gott weit weg, als schweige er. Manchmal denken wir, er habe sich aus der Welt zurückgezogen. Aber das scheint nur so. Wenn wir Gott von ganzem Herzen suchen, wenn wir nach ihm fragen, lässt er sich finden, gibt er Antworten.

Dietrich Bonhoeffer, ein wichtiger Theologe, Widerstandskämpfer gegen das Hitler-Regime, der noch kurz vor dem Ende des zweiten Weltkrieges hingerichtet wurde, hat an der Wende zum Jahr 1943 geschrieben: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein...“

Mit der Zusage, dass Gott sich finden lassen will, dürfen wir getrost in die Zukunft schauen und uns den Aufgaben der Gegenwart stellen.

4. Wer als Spätaussiedler und Spätaussiedlerin in die Bundesrepublik gekommen ist, bringt eine Geschichte mit, eine Sprache und Kultur. Viele kommen mit Hoffnungen und müssen erleben, dass ihre Hoffnungen sich nicht erfüllen. Ihre Berufe werden nicht anerkannt. Sie müssen eine neue Sprache lernen, und das ist schwer. Die Bundesrepublik von heute ist nicht das Land, aus dem die Vorfahren ausgewandert sind und von dem sie Jahrzehnte lang geträumt haben. Sie erleben Ablehnung, manchmal gar Feindschaft. Sie werden Opfer von Gewalt. Gerade heute, an dem Tag, an dem ich diese Predigt schreibe, ist ein junger Aussiedler in Wittstock nach einem brutalen Überfall gestorben.

Dennoch sollen sie hier eine neue Heimat finden. Ob das gelingen kann? Wir hören noch einmal den Propheten Jeremia. Er gibt seinen Landsleute den einfachen Rat: „Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Früchte, nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter.... Sucht der Stadt Bestes, und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wohl geht, so geht es euch auch wohl.“

Für viele Aussiedler ist es schwer, einen Ort zu finden, an dem sie sich wohl fühlen, in dem sie Arbeit finden, an dem sie bleiben wollen. Viele Aussiedler leben jahrelang im Übergang zwischen Weggehen, Ankommen und Weiterziehen. Da fällt es schwer, sich mit der neuen Umgebung zu identifizieren, in ihr eine neue Heimat zu finden. Aber eine Umgebung wird am ehesten dadurch ein Zuhause, dass man sie als Aufgabe annimmt. Wer sagt: Hier lebe ich, hier will ich dazu gehören, hat den wichtigsten Schritt getan. Wer dann noch den Mut aufbringt, auf andere Menschen zuzugehen, wer sich einmischt und mitmischt im Ort, in der Gemeinde, in der Nachbarschaft, fängt eine neue Geschichte an.

Auch die neue Geschichte steht unter der Zusage Gottes: Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe. Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung. Mit dieser Zusage können wir, Aussiedler und Einheimische, Altdeutsche und Neudeutsche gemeinsam unser Leben, unsere Gegenwart und unsere Zukunft gestalten.

Friederike Schulze, Berlin

Predigtsskizze zu Jesaja 12, 1-6

1 An jenem Tag wirst du sagen: Ich danke dir, Herr. Du hast mir gezürnt, doch dein Zorn hat sich gewendet, und du hast mich getröstet.

2 Ja, Gott ist meine Rettung; ihm will ich vertrauen und niemals verzagen. Denn meine Stärke und mein Lied ist der Herr. Er ist für mich zum Retter geworden.

3 Ihr werdet Wasser schöpfen voll Freude aus den Quellen des Heils.

4 An jenem Tag werdet ihr sagen: Dankt dem Herrn! Ruft seinen Namen an! Macht seine Taten unter den Völkern bekannt, verkündet: Sein Name ist groß und erhaben!

5 Preist den Herrn; denn herrliche Taten hat er vollbracht; auf der ganzen Erde soll man es wissen.

6 Jauchzt und jubelt, ihr Bewohner von Zion; denn groß ist in eurer Mitte der Heilige Israels.

1. An jenen Tag wirst *du* sagen ...

Das mag ungewohnt klingen, aber hier wird mit dem „Du“ nicht ein einzelner Mensch angesprochen, sondern ein ganzes Volk. *An jenem Tage wirst du, Volk Gottes, sagen: Ja, Gott ist meine Rettung, ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.*

Und dieses Volk hatte man aus seiner angestammten Heimat deportiert in die Fremde nach Assyrien. Das Land daheim lag verlassen da. Die Felder blieben unbestellt, die Weinberge ungepflegt. Die Häuser verfielen oder wurden von Fremden eingenommen. Der Tempel und die übrigen Heiligtümer waren dem Verfall preisgegeben.

Natürlich war im Blick auf die Einzelnen Grausames geschehen. Viele fanden den Tod, verhungerten, wurden gequält oder in der Fronarbeit zu Tode geschunden. Alle verloren ihre Heimat. Manche haben darin den Zorn Gottes zu erkennen geglaubt. Andere zweifelten und fragten sich: Hat Gott uns verlassen? Einigen ist womöglich nur noch das einmal gelernte Gebet geblieben und vielleicht nicht einmal das. Andere versuchten sich an dem zu trösten, was ihnen in Erinnerung geblieben war von ‚den schönen Gottesdiensten im Hause des Herrn‘. Wieder andere wollten nicht die Hoffnung aufgeben, dass sie oder wenigstens eines Tages ihre Kinder oder Kindeskinde wieder heimkommen ins das Land der Väter, ins Land der Verheißung. Und dann wollten sie wieder von vorne beginnen, mit vereinten Kräften das Land wieder aufbauen. Keine Frage, sie sehnten sich zurück.

Im geheimen haben die Priester Gottesdienste gehalten und in diesen Gottesdiensten wurde in der Fremde der Glaube bewahrt an den Gott, der doch einst das Volk so wunderbar aus der Sklaverei Ägyptens in die Freiheit geführt hatte. Dieser Glaube an die Befreiung bildete den Wurzelgrund der Hoffnung, dass Gott eines Tages sich wieder an sein Volk erinnert und es wieder in die Freiheit führen.

Und das ist die Hoffnung des Propheten Jesaja für sein Volk: dass nicht alle untergehen, sondern ein Rest übrig bleibt. Auch wenn der Baum abgehauen wird, dass doch ein Stumpf stehen bleibt, der eines Tages wieder ausschlägt und blüht und neue Früchte trägt.

Aber noch ist es nicht soweit. Die erste Generation hat die Heimkehr nicht mehr erlebt. Was die meisten das Elend ertragen ließ, war eben jene Hoffnung, dass eines Tages der Zorn Gottes verraucht sein wird und sich dieser Gott wieder erbarmt.

2. Bibelkundige russland-deutsche Menschen finden sich im Schicksal des Volkes Israel: Ja, so fühlen wir uns auch. Das haben wir ganz ähnlich erfahren. Die Deportation aus den angestammten Gebieten. Fremde Menschen, die in die verlassenen Dörfer und Häuser kamen – oft fliehend vor den vorrückenden deutschen Truppen. Und dann auch die Angst und die Zweifel in der Verbannung und in den Arbeitslagern, in denen so viele zu Tode geschunden wurden, verhungerten oder einfach erschlagen wurden. Einigen blieb von ihrem volkkirchlichen Glauben fast nichts übrig blieb, anderen jedoch wuchs unglaubliche Kraft zu, das Elend aus Gottes Hand anzunehmen.

Die Zerschlagung der Kirchen hatte schon in den zwanziger Jahren begonnen, als man die Kirchenschulen in kommunistisch geprägte Schulen umwandelte. Spätestens in den dreißiger Jahren wurden die Küsterlehrer und Pfarrer verhaftet und verschleppt. Nur vier Pastoren überlebten überhaupt die Verfolgung. In den dreißiger Jahren wurden die Kirchen enteignet, zerstört oder bewusst weltlich genutzt.

Unvergesslich ist für viele, dass die traditionsreiche Petrikerche in Leningrad zum Schwimmbad umgebaut wurde. Da, wo die Gemeinde einst zum Gottesdienst versammelt saß, schwammen nun Sportler um Medaillen. Da, wo der Altar und die Kanzel gestanden hatte, erhob sich ein mächtiger Sprungturm. Das Bild von der Schwimmbadkirche von Leningrad ging damals um die Welt. Es war das Symbol der atheistischen Herrschaft, die das Ende des Christentums ausgerufen hatte.

Die meisten Deutschstämmigen besaßen seit diesen Jahren "keinen sakralen Raum, ... selten ein Buch. Ein Blatt aus der Bibel oder aus einem Gesangbuch, ein Bibelwort, ein Liedvers, auf grobem Papier aufgeschrieben, wurden als teure Schätze verwahrt und treuen Händen anvertraut und weitergegeben. Kein Pfarrer amtierte, und kein Prediger verkündigte Gottes Wort; ein Laie, eine alte Mutter mit gutem Gedächtnis sagten Worte, Lieder und Gebete auf, für sich oder im engen Kreis in einer Ecke der Baracke oder in einer armen Hütte."

Im Geheimen hielten mutige Betschwestern und Brüder am Wort Gottesdienste und bedienten sich der alten Lesepredigten – wenn man ein Predigtbuch hatte retten können. Oder man predige frei, so wie es der ‚Geist auszusprechen gab‘.

Auch, dass hier nicht das Einzelschicksal beschrieben, sondern aufs Ganze geschaut wird, verbindet sich mit der Grundeinstellung vieler russland-deutscher Menschen, die es nicht gewohnt sind nur an den Einzelnen – individualistisch - zu denken, sondern kollektiv.

Heute können sie aufs Ganze gesehen sagen: Wir sind noch da. Ein Rest hat überlebt. Wir sind davon gekommen.

Das macht das Gedenken an die, die umkamen oder bis heute vermisst werden, nicht unmöglich. Die, die man verlor, hat man betrauert und wird man betrauern. Kaum eine Familie, die nicht Entsetzliches erlebt hat und berichten könnte. Betrachtet man das Einzelschicksal, so findet man dort das ganze Ensemble des Elends. Aufs Ganze gesehen aber gilt: Sie haben uns nicht ausrotten können. Wir sind übrig geblieben und bewahrt worden.

Trotz allen Schmerzes um Erlittenes und Verlorenes kann darum auch gedankt werden. *An jenem Tage wirst du sagen: Ich danke dir, Herr.* Ich danke dir für Bewahrung, für Kraft zum Überleben und für Menschen, die aus den Gulags wiederkamen. Ich danke dir, Herr, dass auch das Wunder geschah, dass die Kirche nicht vollends unterging, sondern immer noch da ist und sogar wieder neu erblüht.

3. Im Dorf Katschiere, nördlich von Pawlodar in Kasachstan, sah ich einen stattlichen Baum am Ufer des Irtysch stehen. Aber: Der Baum war fast vollständig unterspült. Gewaltige Wassermassen hatten die Wurzeln freigelegt und manche auch zerstört. Ich dachte sofort: dieser Baum hat keine Zukunft. Er wird über kurz oder lang verwelken und absterben. Und ich dachte an die Ev.-Lutherische Kirche in Kasachstan. Die Verfolgungen und die Deportationen und in jüngster Zeit der gewaltige Strom von Aussiedlern hat den ‚Stamm‘ fast vollständig unterspült. Und man könnte denken: irgendwann ist es zu Ende mit dieser Kirche. Bei denjenigen, die auf Deutsch als Gottesdienstsprache beharren, wird es womöglich sogar sehr schnell gehen. In diesen Gottesdiensten finden sich keine Jugendlichen, nicht mal die mittlere Generation, sondern oft nur die alten deutschstämmigen Frauen.

Als ich dann um den Baum herumging, staunte ich nicht schlecht. Ich sah, dass aus dem Stamm neue Triebe wuchsen. Nein, der Baum gibt sich noch nicht verloren. Er setzt auf Hoffnung. Er will weiterleben, vielleicht nicht mehr im Großen, aber in vielen kleinen Pflanzen, die er aus sich freisetzt. Und das war es auch, was ich dann auch in der Kirche sah. Junge – nun russisch – sprechende Gemeinden. Sie treffen sich nachmittags oder abends in den Bethäusern. Auf russisch Lieder singen und beten sie. Auf russisch hören sie das Evangelium. Und da sitzen nicht nur Deutschstämmige. Der Glaube an den einen Herrn Jesus Christus und seine grenzüberschreitende Liebe hat sie zusammengebracht. Die alten

Feindschaften hat er überwinden helfen. Hier sitzen jetzt nicht mehr Russen oder Tataren, Kasachen oder Deutsche, sondern Christen, die gemeinsam ihren Glauben bekennen. Oder sie treffen sich in Wohnungen, die man angemietet hat für die junge Gemeinde. So sah ich es in Pawlodar. Der junge Prediger Stanislaw hat junge Menschen auf der Straße angesprochen. Er hat sie eingeladen in die Wohnung. Und nun feiern sie jeden Sonntagnachmittag ihren eigenen fröhlichen Gottesdienst mit viel guter Musik. Vielleicht werden nicht alle ‚neuen Triebe‘ Bestand haben, manche aber werden wachsen zu einem eigenen Baum.

4. *Ja, Gott ist meine Rettung, ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.*

Nun gilt das auch im Blick auf die vielen Russland-Deutschen, die in den letzten 20 Jahren nach Deutschland gekommen sind. Über 50 % von ihnen sagen: wir sind evangelisch-lutherisch. Das gehört für Russlanddeutsche zur Familientradition. Großmutter hat gesagt: wir sind lutherisch oder katholisch oder mennonitisch. Auch wenn viele nicht genau wissen, was das bedeutet. Und das ist nur zu verständlich: Man ist meistens zwar getauft, aber nie im Glauben unterwiesen worden.

Ich verstehe ihr Bekenntnis zum Lutherischen wie eine Bitte an uns hiesigen Christen, an die mitgebrachte Taufe und das Bekenntnis zum evangelischen Glauben anzuknüpfen und ihnen Unterweisung im Glauben anzubieten.

Vielleicht bietet die Anfrage wegen einer Amtshandlung die Möglichkeit, neu mit diesen Menschen über den Glauben ins Gespräch zu kommen. Dabei können beide Seiten nur gewinnen: die einen vielleicht neue Lebenskraft durch den neu entdeckten Glauben, die anderen Sprachfähigkeit des Glaubens und eine Vergewisserung in dem, was ihr Leben hält und trägt.

5. Ebenezer – oder: *Bis hierher hat mich Gott gebracht.*

Wir hatten ein Seminar mit Brüdern am Wort. Wir sprachen über das erste Buch Samuel und kamen an die Stelle in 1. Samuel 7, in der berichtet wird, wie Samuel nach einer wunderbaren Bewahrung einen Gedenkstein aufstellt und ihn Ebenezer nennt: Bis hierher hat uns der Herr geholfen. Spontan forderte ich einige Brüder auf, darüber eine Kurzandacht zu halten. Einer der Brüder stand auf und begann seine Kurzandacht mit den Worten: „Ebenezer: da bin ich geboren.“ Uns erstaunten Zuhörern erzählte er in bewegenden Worten, wie seine Vorfahren einst aus Württemberg kommend am Kaukasus eine neue Heimat gesucht hatten. Am ersten Platz waren sie ausgeraubt worden. Am zweiten Platz war das Land unfruchtbar. Am dritten Ort siedelten sie schließlich und als jemand nach Jahren sagte: „Nun braucht das Dorf einen Namen“, da gab man ihm den Namen Ebenezer und fasste damit die Glaubenserfahrung zusammen: *Bis hierher hat uns der Herr geholfen. Bis hierher hat uns Gott gebracht.*

Aufs Ganze gesehen mag dies die Erfahrung sein, die viele Russland-Deutsche bewegt, die nun in Deutschland eine neue Heimat suchen oder vielleicht schon gefunden haben: *Bis hierher hat uns der Herr geholfen. Bis hierher hat uns Gott gebracht.*

Und dann ist wahrgeworden, was einst der Prophet für das ganze Volk Gottes glaubte: „An jenem Tage wirst du sagen: Ich danke dir, Herr. Ja, Gott, ist meine Rettung, ihm will ich vertrauen und niemals verzagen.“

Edgar L. Born, Hamm

Lied: „Gottes erstes Wort“ (Mel. „Podmoskownye wetschera“)

Gottes erstes Wort ist das warme Licht:
Schaut hinein und seht, es ist gut!
Bricht die Dunkelheit, schafft die Zuversicht,
ist der Anfang der Lebensflut.

Wenn der Abend fällt und das Licht verblasst,
kommt die Angst und fordert das Wort:
Wechselt Tag und Nacht, wechselt Lust und Last;
Und das goldene Grün verdorrt.

Gott, erbarme dich doch über deine Welt!
Wandle unser steinernes Herz!
Wo noch Kriege sind, wo das Glück zerschellt:
Wandle Leiden und Hass und Schmerz.

Christus baut die Stadt, die aus Licht besteht
und am Ende sichtbar erscheint;
Wo die Freundlichkeit zu den Völkern geht,
und sich Gottheit und Menschheit eint.

Gottes letztes Tun ist in Licht gehüllt,
und das Abgrundsdunkel verfliegt.
Seht, das gute Licht, das den Raum erfüllt,
ist ein Zeichen, dass Gott einst siegt.

Cord Denker (Bargteheide)